

Julia Barbara Köhne, *Kriegshysteriker. Strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens (1914–1920)*. (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften; 106). Husum: Mathiesen, 2009. 344 S., € 49,00. ISBN-13: 978-3-7868-4106-7.

Die psychischen Erkrankungen der Soldaten im Ersten Weltkrieg haben in den vergangenen Jahren in der Medizingeschichte sowie in den Geschichts- und Kulturwissenschaften große Aufmerksamkeit erfahren. Das anhaltende Forschungsinteresse an diesem Thema belegt die Zeithistorikerin und Medienwissenschaftlerin Julia Köhne mit ihrer Studie; hierbei handelt es sich um die Druckfassung ihrer 2005 an der Humboldt-Universität zu Berlin abgeschlossenen Dissertation. Für ihre Analyse wählt die Autorin den in der deutschen Psychiatrie des Ersten Weltkriegs weit verbreiteten Begriff der Kriegshysterie. Darunter wurden die Symptome von Soldaten zusammengefasst, die an ihren Körpern die Zerstörungsenergien des Grabenkrieges auf rätselhafte und furchterregende Art und Weise repräsentierten. Zu Recht insistiert Julia Köhne auf dem historisch präzisen und aussagekräftigen Begriff der Kriegshysterie – und grenzt sich gleichzeitig von dem Trauma-Begriff ab, der in

den Kulturwissenschaften einen prominenten Status erlangte, dessen analytische Kraft für den Ersten Weltkrieg jedoch überschätzt worden ist. Der Kriegshysteriker erscheint bei Julia Köhne als Wissensfigur, die unter Einsatz von strategischen Bildern und medialen Techniken hergestellt wurde und in den psychiatrischen Wissenssystemen des Ersten Weltkriegs ihre charakteristische Bedeutung erhielt. Erst über diese strategischen, medientechnischen Bilder, so lässt sich paraphrasieren, konnte die Medizin Wissen über die Kriegshysterie mobilisieren, sortieren und legitimieren; erst mit Hilfe von flimmernden Bildern zitternder Soldaten gelang es den Psychiatern, sich über die rätselhaften Symptomenkomplexe in ein nüchternes Verhältnis von Distanz und Kontrolle zu setzen.

Der erste, recht kurze Abschnitt der Arbeit geht der „imaginativen Koppelung“ von Masse und Hysterie unter den Bedingungen des Krieges nach. Dargelegt wird, worin das Problem der Kriegspsy-

chiater bestand, nämlich dem kriegshysterischen Massenmenschen eine Richtung zu geben, ihn zu formen und funktional zu gestalten. Da dieser Abschnitt im Wesentlichen eine kommentierte Aneinanderreihung von zeitgenössischen Zitaten und rezenten kulturwissenschaftlichen Bestimmungsversuchen der Masse ist, vermag er nur bedingt zu überzeugen. Man kann die Erscheinungsformen der männlichen Hysterie im Ersten Weltkrieg mit dem Topos der „Masse“ in Verbindung bringen, zwingend ist dies jedoch nicht. Denn man könnte umgekehrt auch den Akzent auf die vielgestaltigen, verstörend widersprüchlichen Erscheinungsformen der Kriegshysterie legen, die den Psychiatern eben deshalb so unzugänglich erschien, weil sie so facettenreich und sonderbar, mit einem anderen Wort, so individuell war. Dies wird nicht zuletzt anhand der ausführlich wiedergegebenen Zitate aus psychiatrischen Bilanzpublikationen des Krieges deutlich, die den hysterischen Soldatenkörper nur in seiner Vielgestaltigkeit zu charakterisieren wussten.

Demgegenüber zählt der zweite, über 200 Seiten starke Hauptteil der Arbeit zweifelsohne zum Besten, was bislang zum Thema der Hysterie im Ersten Weltkrieg geschrieben wurde. Die Analyse zielt hier zum einen auf das von der Forschung noch zu wenig beachtete Medium der Patientenakte und zum anderen auf visuelle Repräsentationen der Kriegshysterie in Form von wissenschaftlicher Photographie und Kinematographie. Die ausgewählten Patientenakten, die akkurat beschrieben werden, geben einen genauen Einblick, wie die Hysterie als ein von Ärzten diagnostisch kanonisiertes und schriftlich fixiertes Krankheitsbild zustande kam: nämlich in komplexen Prozessen von Sehen, Beobachten und Wahrnehmen, von Verstehen und Deuten, Einordnen und Kategorisieren sowie – am Ende – durch Beschreiben und Darstellen. Darüber hinaus gelingt es, die Funktion von Patientenakten deutlich zu machen, nämlich als „zugleich strukturierendes, uniformierendes und kreatives System“, das den ärztlichen Blick präformierte und die ärztliche Sprache bestimmten Aufzeichnungsregeln unterwarf, immer aber auch gewissen interpretativen und narrativen Freiraum ließ.

Faszinierend zu lesen sind auch die daran anschließenden bildwissenschaftlichen Analysen zeitgenössischer Photographien und Filme, die nach ihrem Entstehungskontext und Gebrauchszusammenhang sowie nach ihrer Wissensabbildenden Funktion befragt und dargestellt werden. Die Hysterie des Soldaten sollte aus diesen Bildern dem Betrachter „ins Auge springen“ und sich gewissermaßen selbst darbieten. Spätestens hier wird der etwas abstrakte Untertitel der Monographie –

strategische Bilder und mediale Techniken militärpsychiatrischen Wissens – präzise und plausibel umgesetzt. Eine andere, nicht weniger entscheidende Frage für die Psychiater betraf die Entfernung der Symptome: Nicht nur, wie die Hysterie ins Bild zu setzen war, sondern wie sie sich aus den Bildern wieder herausbekommen ließ, beschäftigte die Ärzte aller kriegführenden Nationen. Das „Herausbekommen“ der Kriegshysterie wurde vor allem in psychiatrischen Lehrfilmen demonstriert. In diesen Filmen konnten die Psychiater ihre therapeutischen Strategien in Szene setzen. Dazu gehörten neben besonderen Schnitt- und Montagetechniken die Schaustellung nahezu nackter, zitternder hysterischer Patientenkörper, an denen der Psychiater, in Uniform oder im bodenlangen Arztkittel auftretend, sodann seine „Heilungen“ vollbringen konnte. Der Aufbau dieser Filme war solcherart durch Vorher-Nachher-Szenen bestimmt und suggerierte die „unmittelbare Wirkung des therapeutischen Augenblicks“ (S. 241), der den Psychiater als einen mit magischen Kräften ausgestatteten „Zauberer“ erscheinen ließ. Das von Militär und Politik vorgegebene Ziel, nämlich die schnellstmögliche Heilung der Kriegshysteriker und ihre Rückführung in den Kriegsdienst, sei es an der Front oder in Rüstungsbetrieben im Hinterland, wurde durch diese Filme symbolisiert. Zu Recht betont Julia Köhne die große Bedeutung, die diese Filme nicht nur im wissenschaftlichen Kontext der Debatten über die Erscheinungsformen der Hysterie hatten, sondern auch in der – national durchaus unterschiedlichen – kollektiven Erinnerung an die Zerstörungsgewalten des Ersten Weltkriegs.

Ein vierter, wiederum kurz gehaltener Teil, skizziert die Anwendung von elektrischen Hochfrequenzapparaten, die in den 1920er Jahren – neben anderen Behandlungsformen – in der Therapie der Hysterie eingesetzt wurden. Den Abschluss des Buches bildet eine konzise Zusammenfassung, in der die Ergebnisse der Arbeit dargestellt und an die Thesen in der Einleitung rückgekoppelt werden. An Kritik seien zwei Punkte erwähnt. Erstens: Das Buch ist inhaltlich voraussetzungsreich und in einem zuweilen etwas anstrengenden, da unnötig komplizierten Sprachduktus geschrieben. Man sollte Paul Lernalers grundlegende Studie *Hysterical Men* aus dem Jahr 2003 – die mir etwas oberflächlich rezipiert erscheint – gelesen haben, um Julia Köhnes kulturwissenschaftlichen Lesarten und Akzentsetzungen mit ganzem Gewinn folgen zu können. Dies führt zu einem zweiten Punkt: Eine kulturwissenschaftliche Arbeit, die Sprache und Textualität in den Mittelpunkt der Analyse rückt, muss sich diesbezüglich selbst an hohen Standards messen lassen. Über vereinzelte

Flüchtigkeitsfehler lässt sich hinwegsehen; etwas ärgerlich hingegen sind Verwechslungen von Autoren, wie etwa zwischen dem Philosophen Georg Simmel und dem psychoanalytisch arbeitenden Nervenarzt Ernst Simmel (S. 58). Eine sorgfältigere Überarbeitung des Dissertationsmanuskripts hätte der Monographie gut getan. Diese Kritikpunkte wiegen jedoch in der Gesamtsicht nicht allzu schwer. Julia Köhne hat die historische For-

schung zur Geschichte der Hysterie im Umfeld des Ersten Weltkriegs um ein wichtiges Buch bereichert. Es überzeugt durch kluge und konstante Inanspruchnahme kulturwissenschaftlicher Herangehensweisen und mit präzisen Analysen jener textuellen und visuellen Wissensformen, welche die Hysterie zum emblematischen Krankheitsbild des Ersten Weltkrieges werden ließen.

Hans-Georg Hofer (Bonn)